

Elisa Hoven und Yasmina Reza: Groschenheft trifft Hochliteratur

Spektakuläre Fälle aus dem Strafrecht als Folie, Chiffre oder Allegorie für den schmalen Grat zwischen Schuld und Unschuld, für die Dilemmata menschlicher Entscheidungen, für die existenzialistischen Abgründe der ... – Gähnen, wie abgegriffen ist das denn? Kennt man doch alles, seit *Schirach* mit seiner Hauptsatzprosa jede Frage von Recht und Moral in Grund und Boden geschrieben hat. Wer also will dazu noch etwas Originelles beitragen? Nun, vielleicht eine deutsche Strafrechtsprofessorin oder ein »Star der französischen Literatur«? *Elisa Hoven* und *Yasmina Reza* jedenfalls schreiben trotz (wegen?) *Schirach* noch über Strafprozesse – die eine über fiktive Fälle, die andere über reale Verhandlungen; die eine aus Sicht einer Strafverteidigerin, die andere aus Beobachter-Perspektive. Kann man ja mal vergleichen: Findet die Professorin von der Uni Leipzig in »*Dunkle Momente*« (S. Fischer, 2025, 22,- Euro) kreative Ansätze? Gelingt der französischen Schriftstellerin in »*Die Rückseite des Lebens*« (Hanser, 2025, 24,- Euro) mit Strafrecht Kunst?

Ganz dunkle Momente

Elisa Hovens 336-Seiten-Buch soll ein Roman sein, erwarten darf der Leser also eine interessante und fesselnde Geschichte, die in einer klaren Struktur Spannungsbögen und unerwartete Wendungen bereithält, in der lebendige und vielschichtige Charaktere eine eigene Persönlichkeit haben und eine Entwicklung durchmachen, an ihren Erfahrungen wachsen, realistische Interaktionen durchführen und glaubwürdige Dialoge führen, in der aus einer stimmigen, gerne auch variablen Erzählperspektive tiefgründige Themen mit Hilfe wiederkehrender Motive originell ... – Aufhören, bitte! *Hovens* Roman hat nämlich nichts davon. In Wahrheit ist das Buch kein Roman, sondern eine Sammlung von neun Fällen, die eine Strafverteidigerin im Rückblick erzählt. Zusammengehalten wird das Ganze von einer albernen

Mini-Rahmenhandlung: Die Strafverteidigerin Eva Herbergen (Initialen: E.H.) hält zu Beginn einen bedeutenden Brief in der Hand – den Verzicht auf ihre Anwaltszulassung, bereit für den Einwurf in den Briefkasten. Spannung gleich im »Prolog«: Wird sie ihn wirklich abschicken, oder zerreißt sie ihn gleich? Nun, alles hängt davon ab, ob sich Peter, der im Garten gerade ein Buch liest, in der nächsten Minute zu ihr umdrehen wird. Puh, ein Cliffhanger, der Nerven zerretzen kann, wie damals in der Lindenstraße: Würde Mutter Beimer ihren Hans verlassen?

Es folgen Kurzgeschichten, die wie am Schreibtisch zusammengezimmert wirken und vor allem Klischees reproduzieren: Gleich in Fall 1 (»Notwehr«) möchte Adrian, der von seinem schwer ttowierten Bruder Bogdan aus Rumänien, wo es keine Zukunft gibt, nach Deutschland geholt wurde – nun, was könnte Adrian wollen? Natürlich, er möchte einen deutschen Millionär ausrauben. Allerdings trickst ihn der schwerreiche Alte aus, gibt ihm einen falschen Schlüssel, der den Tresor nicht öffnet, und zielt plötzlich mit dem Gewehr auf ihn. Adrian will fliehen, wird aber von hinten – Zack, erschossen. Nullkommanull Notwehr also. Der findige Rentner ruft direkt danach bei der Anwltn an, möchte angeblich für seine Enkelin Hilfe bei der Hausarbeit und lässt sich die Notwehr erklären. Erstsemesterwissen, Frau Herbergen sagt, was zur Notwehr gehört (gegenwärtiger Angriff und so) und hilft damit, völlig ahnungslos, einem Totschläger. Der wird dann freigesprochen, weil der Räuber angeblich mit einem Gemälde fliehen wollte, der Millionär wusste ja, was er den Richtern sagen musste; zum Glück reicht so etwas vorm Schwurgericht. Herbergen erfährt von diesem Urteil aus der Zeitung, ruft gleich den Journalisten an, der erzählt ihr alles aus der Gerichtsverhandlung, weil er selbst Zweifel an der Notwehr hat. Herbergen recherchiert, dass es keine Enkelin im Jura-Studium gibt, ihr wird klar: Krass, sie wurde eiskalt benutzt. Sofort suchen sie und der Journalist Beweise gegen den Millionär und finden heraus, was Staatsanwaltschaft und Gericht verborgen blieb: Bogdan erzählt, dass sein Bruder Adrian nie ein Gemälde geklaut hätte, weil er sich mit Kunst nicht auskenne. Geld, nur Geld hätten sie immer gewollt, so habe es Bogdan, der natürlich auch klaut, seinem Bruder beigebracht. Die Anwltn muss unbedingt den Oberstaatsanwalt anrufen: Ein Fehlurteil ist in der Welt! Der wiederum erzählt Herbergen, die am Verfahren gar nicht beteiligt ist, vorsichtshalber mal, dass er keine Revision eingelegt hat. Das muss er jetzt aber bitte dringend machen, doch leider,

leider: Frist abgelaufen, um einen (!) Tag – das deutsche Recht kann so grausam sein. Danach gibt es eine »Wendung« (angekündigt in der Überschrift, der Leser erkennt sie also): Der Journalist schreibt die Wahrheit über den Fall, alle Welt erfährt sie, aber der Millionär, der einen jungen Ausländer erschossen hat, wird nicht geächtet, sondern bekommt viel Zuspruch. Eine rechtspopulistische Partei bietet ihm sogar eine Kandidatur für den Landtag an – vielleicht, weil sie in Stereotypen denkt? Mit der Politik wird es aber nichts, ganz am Ende wird der reiche Rentner von hinten erstochen. Der Verdacht fällt auf Bogdan, wen sonst? Der ist geflohen, leider wird der Fall nie aufgeklärt. Vermutlich ist Bogdan in Osteuropa, und wenn er nicht gestorben ist, dann klagt er noch heute.

Auf diesem Niveau geht es weiter, in Fall 2 (»Leben lassen«) tötet die erfolgreiche Autorin Larissa ihren Bruder Christoph, der in Wahrheit ihre Bücher schreibt, jedoch als Person langweilig ist, sodass die Verlage allein Manuskripte von der glamourösen Larissa annehmen. Nur die beiden kennen die Wahrheit und leben gut damit, nun aber möchte Christoph selbst den Erfolg und setzt Larissa unter Druck, die erschlägt ihn in ihrer Küche. Larissas Mann kommt nach Hause, sieht den Toten und ruft die Anwältin. Die hat umgehend einen Rat: Leiche verschwinden lassen! Das tut sie natürlich nur, weil sie denkt, Larissa sei die Gute und Christoph der Böse (Gewalt gegen die Schwester in der Kindheit!). Christoph hat zum Glück keine Freunde, es fällt also niemandem auf, dass er verscharrt ist. Hat sich wahrscheinlich selbst umgebracht, wer weiß? Bei der Premiere von Larissas Buch (das Christoph kurz vor seinem Tod fast fertig hatte) redet Herbergen mit einem entfernten Bekannten von Christoph und erfährt, dass der nie gewalttätig war. Die Anwältin konfrontiert Larissa und findet die Wahrheit heraus, aber: nichts zu machen. Keine Leiche, keine Tat. Die Anwältin muss, oh Pein, mit ihrer Schuld leben.

So zieht es sich weitere sieben Fälle dahin. Kindersoldaten sind nicht nur Täter, sondern auch Opfer. Das weiß zwar selbst die Bild-Zeitung, aber die hat nie einen verteidigt und kann deshalb keine Kurzgeschichte daraus machen. In einem anderen Fall haut Herbergen einen Kannibalen raus, weil sie ermittelt, dass sich dessen Opfer vorher freiwillig erhängt hat, bevor es verspeist wurde. Kein Mord also, nur straflose Beihilfe zum Suizid und irgendwas Belangloses mit Totenruhe. Doch auf den Triumph folgt beinahe die Tragödie: Der Kannibale macht weiter, nur mit knapper Not kann die nächste junge Mahlzeit nackt aus dem Keller fliehen. Brutal.

Aus dem Sammelsurium an Kopfgeburten ragt »Das Geständnis« heraus: Chirurg Friedrichsen ermordet seine Mutter in ihrer Villa, weil sie ihm nichts vererben will, und täuscht dilettantisch einen Einbruch vor. Danach gesteht er die Tat und gibt Herbergen das Mandat, weil er mit jemandem reden möchte, ist sonst so langweilig im Gefängnis. Die Verteidigerin aber, mit Ehrgeiz und Brillanz gesegnet, glaubt das Geständnis nicht, sie recherchiert besser als Ein-Fall-für-zwei-Matula und findet so viele Ungereimtheiten, dass nur Friedrichsens Frau als Täterin bleibt. Außerdem lanciert sie Fehlinformationen in einem Zeitungsartikel, mit denen sie Friedrichsen überführt: Sein Geständnis ist falsch. In einem spektakulären Plädoyer wendet sich die Verteidigerin gegen ihren Mandanten, der immer noch gestehen möchte, und erwirkt einen Freispruch. Friedrichsen ist sauer, er wollte doch seine Frau schützen. Die aber wird kurz danach in einem Indizienprozess verurteilt, lebenslange Freiheitsstrafe. Einen Monat später lädt Friedrichsen seine Verteidigerin ins Edelrestaurant und erzählt ihr das Unfassbare: Er ist wirklich der Mörder und hatte das ganze Strafverfahren so vorausgeplant, wie dann tatsächlich geschehen, alles nur Scharade. Der Hochintelligente wusste, Herbergen würde ihm nicht glauben und seine Frau überführen. Er würde als Schuldiger seine Verteidigerin für einen Freispruch missbrauchen und die unschuldige Ehefrau ins Gefängnis bringen. Herbergen ist ihm in die Falle gegangen. Oh Gott, wie verkräftet man so etwas, kann ein Mensch mit dieser Schmach leben? Eigentlich natürlich nicht, aber vielleicht geht es ein bisschen, wenn man den Täter in einem dramatischen Schwenk doch noch überlistet: Herbergen besucht Friedrichsen zu Hause, um ihm ihre Bewunderung zu zeigen; der empfängt sie natürlich, weil seine Eitelkeit nichts Anderes zulässt. Bevor er noch einmal alles zugibt, muss ihm Herbergen ihr Handy zeigen, soll ja niemand mithören. Ist schließlich nicht doof, der Geniale. Womit er aber nicht rechnet: Herbergen hat sich das Handy ihres Mannes unter die Bluse geklebt, die Sprachaufnahme – einwandfrei. Eine Mail an die Staatsanwaltschaft, und das war es für den meisterhaften Chirurgen. Ausgetrickst durch eine Finte, die selbst Frau Stöckl von den Rosenheim-Cops kennt. So geht es manchmal zu im Leben, dieser kitschigen Veranstaltung.

Am Ende der neun Fälle dann leuchtet in der Dämmerung der Brief an die Anwaltskammer, die letzte Sonnenblume blüht und hebt den Kopf. Fehlt im Grunde nur einer, *Herbert Grönemeyer* nämlich: Was soll das?

Juristensplaining: »Tell, don't show«

Dunkel an *Hovens* Buch sind nicht nur die wild konstruierten Fälle, die ihr kein Leser mit forensischer Erfahrung abnimmt: Eine Verteidigerin erfährt Details aus fremden Verfahren, weil jeder mit ihr zusammenarbeitet, Journalist wie Staatsanwalt. Gerichte finden Triviales nicht heraus, falsche Verurteilungen und falsche Freisprüche fliegen in der Gegend herum, ausgesprochen von Richtern, die keinen Schimmer haben. Die Anwältin setzt sich aus Interesse in die Zuschauerreihen und weiß, von hinten beobachtend, welcher Zeuge lügt. In Sexualverfahren wird öffentlich verhandelt, weil die Geschädigte das so will – Gisèle Pelicot jetzt auch in Deutschland. Muss halt dramaturgisch so sein, irgendwie soll es die Anwältin auf der Zuschauerbank ja erfahren. Eklatant sind auch die handwerklichen Defizite: Die Erzählperspektive wechselt fortlaufend zwischen auktorialer und Ich-Perspektive, der Leser erfährt zunächst vom allwissenden Erzähler, was wirklich passiert, danach von der Verteidigerin, wie sie den Fall erlebt. Leider geht dabei vieles durcheinander. Die Anwältin kennt diskrete Vorgänge, an denen andere beteiligt sind, eine Ermordete weiß nach ihrem Tod, dass der Täter das Haus verlässt. Manchmal wechselt die Perspektive im gleichen Satz: »Nachdem ich fort war, ging Thomas in den Schuppen.« Auch die Zeiten geben sich flexibel, das Präteritum wird aufgelockert durch Plusquamperfekt, Präsens und Perfekt – alles dabei, also bestimmt auch das Richtige.

Liest man in jedem Schreibratgeber, ein Autor solle Charaktere und Situationen nicht beschreiben, sondern zeigen (»Show, don't tell«), macht es *Hoven* genau andersherum: Sie beschreibt, beschreibt und beschreibt – zeigt aber nichts. Charakterzüge werden nicht über Handlungen transportiert, sondern über Adjektive: Frauen sind hübsch und intelligent, Männer gutaussehend, dünn und durchschnittlich groß, oder auf Anhieb sympathisch, manchmal weder hübsch noch hässlich, manchmal schlank und sorgfältig gekleidet, einige haben ein Gesicht, das man sich nicht merkt, andere sind ausgemachte Unsympathen, eitel und geltungssüchtig. 300 Seiten, und nirgendwo ein Mensch, überall quälen sich eindimensionale, blutleere Pappkameran den durch ihr Klischee-Leben und sagen ihre Schablonen-Dialoge auf.

Am schlimmsten aber ist das Juristensplaining: *Hoven* erklärt dem Leser aufdringlich platt die Welt und präsentiert die banalsten Dinge, als hätte sie die Quintessenz menschlichen Wissens in eine Sentenz gepackt. Man darf nichts lesend miterleben, bekommt dafür penetrant jeden Halbgedanken in Schriftgröße 34 ausbuchstabiert:

Wirtschaftskriminelle wohnen in schönen Häusern und tragen teure Anzüge, wenn sie fallen, dann fallen sie tief, von ganz oben, und der Aufschlag ist hart. Manchen Menschen fällt es leicht, Türen zuzuschlagen, andere wiederum, die einen seit vielen Jahren begleiten, gehören irgendwann zum Inventar, wie ein altes Sofa – würde man heute nie kaufen, gehört aber jetzt zum Haus. Uns interessieren Konflikte in fremden Ländern im Grunde nicht, wir richten aber über diese Verbrechen. Der Preis für den Rechtsstaat ist hoch, auf das Unrecht der Tat folgt die Ungerechtigkeit eines falschen Freispruchs. Wir verlangen so viel von den Opfern und nichts von den Tätern. Wenn zehn von elf lügen, lassen wir alle laufen. Wir verdrängen den Tod so gut aus unseren Leben. Noch mehr? Gäbe es fast unbegrenzt, doch leider: Das Kalenderblatt ist voll, nächstes Jahr wieder. Oder übernächstes, mal schauen.

Grandiose Miniaturen

Hat man nach der Lektüre von *Hovens* Roman («Roman») den Eindruck, in der Literatur ist Wollen das neue Können, liefert »*Die Rückseite des Lebens*« den glatten Gegenentwurf: *Yasmina Reza* kann einfach schreiben – und beobachten. In gut 50 kurzen Geschichten, die meisten aus Prozessen vor dem Straf- oder Schwurgericht, zeigt sie eindringlich die Wahrheit hinter dem Vordergründigen, die Tragik im scheinbar Harmlosen. Man schmökert in die erste Geschichte hinein und – sitzt gedanklich in einem Gerichtssaal. Mit kurzen, präzisen Schilderungen erzeugt *Reza* Atmosphäre, wenige Pinselstriche genügen, und aufs Blatt getupft ist ein Kunstwerk, das dem Leser Raum gibt für seine eigene Vorstellung. Man erhält selbst als Richter einen frischen Blick in ein System, das mit Menschen umgeht, die eigenen Regeln verstoßen haben – weil man nicht mit klugen Überlegungen zugeschüttet wird, sondern sie selbst machen darf, indem man mittendrin ist. Die fragmentarischen Berichte über Strafprozesse in französischen Gerichten erreichen das, gerade weil sie auf langatmige Erklärungen und gezwungene Reflexionen verzichten. Perfekt ist eine Geschichte eben nicht dann, wenn man nichts mehr hinzufügen, sondern wenn man nichts mehr weglassen kann.

Bei *Reza* liest man Dialoge, die wirklich im Gericht gesprochen werden, in denen sich die Hilflosigkeit der Protagonisten spiegelt, der Angeklagten, der Zeugen, aber auch und gerade der Richter, die über gebrochene Menschen zu Gericht sitzen. Gerade im ersten, titelgebenden Fall wird der Kontrast zu *Hoven* deutlich: Auch *Reza* schildert

eine Szene, in der eine Frau die Leiche eines Mannes verscharrt. Es sind nur dreieinhalb Seiten, aber auf diesem engen Raum entfaltet sie das Grauen so unendlich filigraner: »Zwei Wochen lang spielen die Kinder im Garten. Zumindest bis zu den Fliegen. Denn irgendwann verwandelt sich das Grab in eine Pestgrube mit fetten, riesigen Fliegen.« Mehr braucht es nicht. »Der weiße Hai«, nicht: »Der weiße, gefräßige Monster-Hai mit dem Revolvergebiss«.

Wenn Reza in einem Fall (»Audrey«) von einer Zeugin schreibt, die einen seitlichen Zopf mit einem rosa Gummiband am Ende trägt, im Nacken einen Haarwust hat, als wäre die Frisur schon ein paar Tage und Nächte alt, und eine nutzlose Haarspange glänzt – dann erinnert man sich sofort. Hat man diese Frau nicht vor kurzem im Amtsgericht München vernommen? Man liest keine dramatischen Auftritte von Rechtsanwälten, die ihrem Mandanten im feurigen Plädoyer die Unschuld nachweisen, obwohl der schuldig sein will. Nein, Reza schildert Szenen, die sich tatsächlich im Gericht abspielen, die im Kleinen das Große freilegen:

»Madame, sind Sie Rassistin?«

»Nein, ich glaube nicht. Nein ... Wenn es ein Weißer gewesen wäre, hätte ich gesagt dreckiger Weißer.«

»Sind Sie da sicher, Madame? ... Bei ihrer ersten Anhörung haben Sie zugegeben, ›ein kleines bisschen rassistisch‹ zu sein, und haben das offenbar darauf zurückgeführt, dass Sie mehrmals Ihre Stelle verloren haben.«

»Alle Jobs, die ich in den Kaufhäusern hatte, beim BHV, beim Carrefour ..., das war immer mit Migranten ... jedes Mal habe ich sie verloren.«

»Wegen der Migranten?«

»Ich habe immer nur Probleme mit denen gehabt, immer nur Ärger.«

»Sie sagen Migranten, aber es könnten auch Franzosen gewesen sein.«

»Ja.«

»Ihre Mutter ist Marokkanerin und Ihr Vater Algerier, Sie selbst sind in Frankreich geboren. Hätten Sie oder Ihre Eltern nicht genauso die Opfer eines solchen Angriffs sein können?«

»Ja, ich sitze irgendwie im selben Boot.«

Näher kann man einer Angeklagten nicht kommen, solche Dialoge reflektieren die Widersprüche, Absurditäten und Komplexitäten einer Person besser als jede abstrakte Erklärung, die doch nur theoretisiert.

In einem Fall ist »Monsieur Louette« wegen unterlassener Hilfeleistung angeklagt, er war nicht eingeschritten, als der Busfahrer

einen Obdachlosen, der nicht aussteigen wollte, aus dem Bus gezerzt hat. Der Obdachlose ist gestorben, Monsieur Louette hat es gesehen, weil er jeden Tag und jede Nacht auf der Holzbank an der Endhaltestelle sitzt. Der Tatbestand des Delikts mag erfüllt sein, grandios aber legt *Reza* offen, wie das Strafrecht der Hammer ist, mit dem der tropfende Wasserhahn repariert werden soll. Monsieur Louette ist immer am Bahnhof, aber er gehört nicht dazu – weil er nie irgendwo dazugehört und sich schon lange damit abgefunden hat. Und ein Busfahrer für ihn so viel Autorität hat, dass jeder Gedanke an Widerspruch Lichtjahre entfernt ist. So also hat Monsieur Louette die Szene mit dem Busfahrer und dem Obdachlosen gesehen, *»aber was sieht man, wenn man sich selbst nicht sicher ist, auf der Welt zu sein?«*

In der Geschichte »Paul Bismuth« seziert *Reza* den früheren Staatspräsidenten *Nicolas Sarkozy*, man erlebt ihn in einem kurzen Dialog mit seinem Anwalt, und schon ist er entzaubert, der Kaiser steht nackt vor dem Leser. In »Anthony Laroche« geht es um diesen gutaussehenden 38-Jährigen von der Dating-Seite, der in Wahrheit Jack Sion heißt und 66 Jahre alt ist. Von den 342 Frauen, die ihm schreiben, wollen ihn viele treffen, was ihm gar nicht recht ist – er würde ja auffliegen, lieber Kuschneln auf Distanz, er in seinem Bett, die Damen in ihrem. Einige aber insistieren, die müssen durch die offenstehende Tür in seine Wohnung, eine Augenbinde aufsetzen und in seinem Bett auf ihn warten. 80 Frauen kommen zu ihm, nicht eine beschwert sich über den Sex, zwei aber zeigen ihn, nachdem sie die Maske abgenommen haben, wegen der Enttäuschung an. Grandios skizziert *Reza* die Strafverhandlung mit dem feinen Kohlestift: Glauben, Glaubenwollen, der Wunsch nach Liebe – es gleicht einem Psychogramm, schonungslos und doch poetisch.

Dass Zeugen das schlechteste Beweismittel sind, weil sie durcheinander kommen, den Faden verlieren, sich an Daten und Worte nicht mehr erinnern, und das Gegenteil dessen sagen, was sie zehn Minuten zuvor gesagt haben – das weiß man als Richter. Man hat es aber selten so vorzüglich verdichtet gelesen wie bei *Reza*: *»Ihre Beziehung zur Wahrheit ist keine zu Wahrheit oder Lüge, sondern zur Wirklichkeit.«*

Diese Sammlung an Gerichtsgeschichten ist großartig, zugleich tragisch und komisch, dramatisch schwer und banal leicht: *»Und wie läuft es im Gefängnis?«* – *»Gut.«*

LORENZ LEITMEIER